

Lachen zu hören glaubte; die drei Herren empfingen ihn mit so traurigen Gesichtern, daß er nicht annehmen konnte, sie hätten eben gelacht. Schmidt und Boysen entfernten sich nach kurzer, auffallend kühler Begrüßung und Peter nötigte ihn mit betrübtem Gesicht, Platz zu nehmen. „Was ist geschehen?“ fragte Jens ganz bestürzt ob des ungewohnten Benehmens der ihm sonst wohl gesinnten Herren. „Habe ich Euch gestern etwa in meinem Kausch gekränkt? Ich komme eben, um Dich zu fragen, was gestern eigentlich passiert ist. Euer Viskör hatte mich ja sinnlos betrunken gemacht; wie durftet Ihr, die Ihr das Teufelsgetränk doch kanntet, mir nur soviel davon geben.“

„Wir Dir geben?“ rief Peter zornig aus. „Du hast wohl keine Ahnung mehr von dem, was sich zgetragen hat?“

„Rein keine Ahnung,“ sagte Jens. „Um des Himmelswillen sprich, was habe ich denn getan. Mir ahnt Schlimmes.“

„Du hast Dich allerdings nicht betragen, wie es sich ziemt,“ sagte Peter in strengem Tone. „Ich möchte Dir einen Rat geben, Jens: Nimm nie wieder in Deinem Leben eine Karte in die Hand und trinke nie wieder einen Tropfen Alkohol. Du könntest Dich sonst in ein furchtbares Unglück stürzen. Nun laß Dir erzählen, was gestern geschehen ist. Du kamst hierher, ich nötigte Dich, unseren kostbaren Viskör zu probieren und Du tatest das auch. Nachdem Du vier Gläser getrunken hattest, wolltest Du trotz unferes Abratens durchaus noch mehr trinken, obwohl Du nicht mehr nüchtern warst, weißt Du das noch?“

„Nein, ich bin sehr überrascht, das weiß ich nicht mehr. Mir ist es, als ob Ihr mich beständig nötigte, mehr zu trinken.“

„Allerdings nötigte ich Dich bei den drei ersten Gläsern, doch dann nahm ich die Karaffe vom Tisch. Du holtest sie aber wieder und trankst sie fast leer. Dann belamen wir allerlei zu hören, das nicht gerade schmeichelhaft war. Du wolltest durchaus spielen und uns beweisen, daß Du uns in wenigen Minuten tausend Kronen abgewinnen könntest. Nur um Dich zu beruhigen, willigten wir ein. Und da verlorst Du dreihundert Kronen. Darüber wurdest Du zornig und gebärdetest Dich wie ein wildes Tier. Die fünfzig Kronen, die Du an Schmidt und Boysen verlorst, bezahlte ich statt Deiner sofort. Die zweihundertundfünfzig Kronen, die ich gewann, schenkte ich Dir. Du schuldest mir also alles in allem jetzt hundertundfünfzig Kronen.“

„Lieber Freund,“ stammelte Jens ganz zerknirscht, „vergib mir, ich war eben sinnlos betrunken. Es tut mir unendlich leid, daß ich Dich und die beiden anderen Herren gekränkt habe. Niemals in meinem Leben will ich mich wieder betrinken und zum Tier werden. Oh, wenn Du in mein Herz schauen könntest, so würdest Du sehen, wie betrübt ich bin.“

„Laß das, Jens,“ sagte Peter mit unveränderter ernster Miene. „Gerade in der Trunkenheit zeigt sich ein Mensch, wie er ist. Du hast mich gestern in Dein Herz schauen lassen, heute will ich es nicht zum zweiten Mal tun. Nun, ich zürne Dir nicht weiter, Dein gestriges Betragen ist nicht der einzige Grund meines Stimmens. Glaube nur, ein Geschäftsmann kann Sorgen haben, von denen ihr Fischer Euch nichts träumen laßt. Kommt mit heraus, ich will Dir etwas erzählen, das außer meinen beiden Freunden nur Du wissen sollst. Du kannst daraus ersehen, daß ich Dir trotz Deines gestrigen Benehmens noch Vertrauen schenke. Ich weiß, Du wirst zu keinem Menschen ein Sterbenswörtlein von dem sagen, was ich Dir eröffnen werde.“

Jens folgte dem Freunde vor das Haus, und dort erzählte ihm derselbe: „Etwas Schreckliches steht mir bevor. Nur ein Wunder des Himmels kann es von mir abwenden. In einer Spekulation, über die ich Dir nichts Näheres sagen will, da Du es nicht verstehen würdest, habe ich Unglück gehabt. Mein ganzes Vermögen steht auf dem Spiel. Ich bin morgen vielleicht ein bettelarmer Mann.“

Der Eindruck, den diese Worte auf Jens nach des schlauen Spitzbubenkönigs Berechnung machen sollte, entsprach nun doch nicht ganz seinen Erwartungen.

Jens machte ja wohl ein recht erstauntes und mitteilbares Gesicht, aber er schüttelte doch mit dem Kopf und sagte: „Es wird gewiß nicht so schlimm werden, wie Du meinst, Peter. Ich verstehe zwar wenig von Euren Spekulationen, aber ich weiß nicht.“

„Ha, ha, ha, Du meinst, ich hätte Lust, über so ernste Dinge mit Dir zu scherzen?“ rief Peter mit spöttischem Lachen. „Du irrst Dich, Freund. Heute Nacht trifft der entscheidende Brief aus Kopenhagen ein. Aber laß uns jetzt nicht weiter davon sprechen, dort geht Ove Dugen, er soll uns hier nicht sehen, Du ahnst nicht, wie mißtrauisch er ist. Daß er nur um Himmelswillen nichts von gestern erfährt, denn sonst bekommst Du Hansine nicht. Adieu!“

Damit machte Peter kurz kehrt und ließ Jens allein.

„Das sind Lügen,“ sagte der Fischer jetzt zu sich selber. „Ich glaube, ich habe mich in Peter furchtbar getäuscht. Er kommt mir wieder gerade so vor, wie vor zehn Jahren, als wir noch auf der Schulbank

sahen. Damals war er ein ganz verlogener Junge. Er konnte sich alles mögliche ausdenken und es, ohne zu erröten, als wirklich Erlebtes erzählen. Gerade solch ernsthaftes Gesicht wie jetzt eben machte er dann auch. Ich sollte die Karaffe mit Gewalt an mich gerissen und ausgetrunken haben, während ich vorher nur auf großes Drängen mein Glas wieder füllen ließ? Dreihundert Kronen sollte ich verloren haben? Das kann ich nicht glauben. Auch mit der Spekulation stimmt es nicht. — Zu deutlich hörte ich das Lachen vorhin. Die Traurigkeit muß erheuchelt sein.“

Nun war Ove Dugen herangekommen. Auf Jens' Gruß nickte er nur ein wenig mit dem Kopfe und dann sagte er barsch: „Was steht Du denn hier herum, Jens? Ist Dein Tagewert schon vollbracht? Höre, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden, Du willst ja wohl auch zum Dorfe, da können wir schön zusammengehen.“

Klopfenden Herzens schritt der junge Fischer neben dem strengen Vater seiner Geliebten einher.

„Sage es mir offen heraus, Jens,“ sprach dieser, „hast Du noch ernstliche Absichten auf meine Tochter, oder hast Du sie nicht. Das Mädchen liebt Dich und hat wohl Anspruch darauf, daß Du es auch liebst.“

„Aber wie sprichst Du nur,“ erwiderte Jens verlegen. „Ich sollte Hansine nicht mehr lieben?“

„Nein, Du liebst sie nicht, wie es sich gehört,“ fuhr Dugen fort. „Als ich Bräutigam war, da arbeitete ich Tag und Nacht, doppelt soviel als vorher, um einige Schillinge für den neuen Hausstand zu ersparen. Du aber wirst ja mit jedem Tage sauler. Da läufst Du mit diesen Tageelieben vom „schnellen Segel“ spazieren und verschwagest die Zeit, während alle anderen Fischer sich noch auf der See quälen. Heute morgen war es acht Uhr, als Du absegeltest. Was denkst Du Dir eigentlich? Hansine ist jetzt kein armes Fischermdädchen mehr. Sie ist durchaus nicht auf Dich angewiesen. Will Dir nur offen alles sagen, Du weißt, daß das meine Art ist. Hansine braucht nur die Hand auszustrecken, so hat sie sofort an jedem Finger einen Mann. Und was für Männer! Keine Faulpelze und Dummköpfe. Da ist zunächst der reiche Peter Lund, der sie über alles gern leiden mag. Dann könnte sie, wenn sie wollte, den reichen Maler, der bei uns wohnt, bekommen. Der ist rein bernarrt in sie. Er hat es mir selber eingestanden. Sage, kannst Du es mir unter solchen Umständen übelnehmen, daß ich Dich einmal im Ernst frage, wie Du über die Heirat denkst?“

Hätte Jens ein reines Gewissen gehabt, so würde er ganz bestimmt nicht um eine passende Antwort verlegen gewesen sein. So aber brachte er nur zögernd hervor: „Hansine weiß, wie sehr ich sie liebe. Sie wird weder den Peter Lund, noch den reichen Maler heiraten. Keine Macht der Erde kann sie dazu zwingen. Daß ich Dir zuwider bin, habe ich längst gemerkt. Seitdem Du reich geworden, denkst Du eben wie die meisten reichen Leute.“

„Ach was,“ rief Dugen ärgerlich aus, „schwache doch nicht so unsinniges Zeug vom Reichtum. Das wird mir niemand nachsagen wollen, daß mich das Geld verändert hat. Ich sage ja gar nicht, daß Hansine dazu gezwungen werden soll, den Lund oder den Maler zu heiraten. Ich weiß wohl, daß sie Dir treu bis in den Tod bleiben wird. Ich weiß ja auch, daß Du sonst ein braver, ehrlicher Mensch bist, aber Du bist mir nicht strebsam genug. Nur deshalb sagte ich Dir das eben.“

Jens tat einen tiefen Seufzer und schritt stillschweigend neben Dugen her, der ihm jetzt noch so mancherlei sagte, das nicht schön zu hören war, aber leider der Wahrheit entsprach.

„Ach,“ dachte der junge Fischer mit dem schuldbeladenen Gewissen, „wenn er wüßte, daß die Faulheit, die ihn schon so sehr aufbringt, noch das Letzte von meinen vielen Lasten ist, was würde er sagen! Ohne Zweifel würde Hansine mich dann nicht mehr lieben können und dürfen.“

IX.

Als Jens am nächsten Morgen in aller Frühe das Haus verließ, um an die Arbeit zu gehen, sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung Peter Nielsen in der Nähe seines Fahrzeuges unruhig auf und nieder-schreiten. Das müßte ja etwas ganz besonderes zu bedeuten haben, daß der junge Herr schon vor Sonnenaufgang am Strande war.

Jetzt sah er Jens. Händeringend und mit verzweifeltm Gesicht eilte er auf ihn zu und sagte mit tränenerfüllter Stimme: „Freund, es ist eingetroffen, was ich befürchtet habe. Ich bin ein Bettler geworden. O Gott, o Gott, wie ist das jetzt! Alles ist verloren, alles, alles. Hier in den kühlen Fluten wollte ich meinen Jammer vergessen. Wärest Du wenige Minuten später gekommen, so wüßte ich jetzt nicht mehr unter den Lebenden.“

Jens sah Peter forschend an. Das Benehmen des Freundes kam ihm doch zusehr erkünstelt vor, er konnte nicht an die Wahrheit dieser Worte glauben.

Aber vielleicht irrte er sich, vielleicht war Peter kein Komödiant.

Was sollte das Verstellen denn auch eigentlich bezwecken?

In winselndem Tone fuhr der Spitzbubenkönig nun fort: „O, lieber Freund, Du mußt mir helfen in meiner Not. Du kannst es, wenn Du willst. Ich hätte Dir die kleine Summe von hundertundfünfzig Kronen so gerne geschenkt, aber jetzt kann ich es nicht. Ich muß Dich bitten, mir das Geld auszuzahlen, ich brauche es für die Reise nach Kopenhagen und Flensburg. Schmidt und Boysen sind ebenfalls ruiniert, sie waren mit bei der Spekulation beteiligt, sie können mir also nicht helfen. Besorge mir das Geld, ich denke, daß ich, so Gott will, bald wieder in der Lage sein werde, mich Dir dankbar zu erweisen.“

„Großer Gott im Himmel, das ist es also! Das ist der Zweck der Komödie!“ schloß es Jens jetzt durch den Kopf. Was nun? Er sollte 150 Kronen bezahlen? Ueber solche Zumutung hätte er lachen mögen, wenn der bittere Ernst der Situation ihn das Lachen nicht hätte vergessen lassen.

„Aber Peter,“ brachte er hervor, nachdem er einige Minuten wie versteinert dagestanden hatte, „wo soll ich das Geld denn so urplötzlich aufstreifen? Es ist ja ein Ding der Unmöglichkeit, daß ich Dir 150 Kronen auf einmal auszahlen kann.“

„Ein Ding der Unmöglichkeit?“ fragte der Spitzbubenkönig mit gehässigem Blick. „Dir ein Ding der Unmöglichkeit? Ich danke, das ist Dein Ernst nicht. Du wirst einen alten Freund doch nicht so schmähtlich im Stiche lassen wollen?“

„Wohl weiß ich, daß es Dir kleine Unannehmlichkeiten machen wird, wenn Du zu Deinem reichen Schwiegervater Ove Dugen gehen sollst, um ihn um das Geld zu bitten, aber was sind denn die geringfügigen Unannehmlichkeiten im Vergleich zu meinem furchtbaren Unglück?“

„Aber Peter,“ sprach Jens mit tonloser Stimme, „Du weißt selber, wie Dugen von mir denkt, wie gerne er seine Tochter einem Anderen zur Frau geben möchte. Wenn ich ihm nun von meinem leichtsinnigen Spiel erzählen wollte, so würde er mir ohne Zweifel die Tür weisen, und Hansine könnte mich nicht mehr lieben.“

„Bapperlapap, würde ihm garnicht einfallen, Dir die Tür wegen einer solchen Lapalie zu weisen. Du kannst ihm ganz genau auseinandersetzen, wie die Sache gekommen ist. Ich gehe mit und gebe ihm ebenfalls die nötigen Erklärungen. Was meinst Du?“

„Eher nehme ich mir das Leben, als daß ich zu Dugen ginge,“ sagte Jens, bleich wie ein Toter.

Peter schlug sich verzweifelt an die Stirn und lamentierte: „Das ist Freundschaft, das ist Dankbarkeit! Alles hat mich verlassen, alles!“

„Nun, und wenn Du durchaus nicht zu Dugen gehen willst,“ sprach er dann, „so weiß ich einen anderen Rat: Gehe zu dem alten Einsiedler, Deinem Onkel Steff. Der ist ein Mann, dem man wohl ein Geheimnis anvertrauen darf. Er hat in der eisernen Kiste, die unter seinem Bette steht, viele Tausende. Er wird helfen.“

„Nein, nein,“ sagte Jens, immer verzweifelter werdend, „der wird nicht helfen, einem leichtsinnigen Spieler hilft niemand. O, Du kannst Dir nicht denken, wie hier die Leute urteilen. Keiner darf erfahren, was ich getan habe. Großer Gott, mir steht der Verstand fast still, wenn ich nur daran denke. — Meine guten Eltern würden vor Gram sterben, wenn sie wüßten, was aus ihrem Sohne geworden ist.“

Onkel Steffen denkt genau wie sie und wie Dugen. Unerhört würde es ihnen allen erscheinen, wenn ich ihnen sagen würde, daß ich 150 Kronen im Kartenspiel verloren habe. Alle Leute in Dorchby würden mit Fingern auf mich weisen, ich müßte verhungern, denn niemand würde mir ein Stück trockenes Brot gönnen.

Fortsetzung folgt.

Er kommt!

Skizze nach dem Leben gezeichnet von B. Wiesen.

Jung war sie, schön und reich, seit ihren Kindertagen vom Glück umschmeichelt, von Elternliebe getragen, mit Freuden überschüttet. Für sie war das Leben ein einziger großer Festtag, die ganze Welt voll Sonnenschein, dessen Abglanz in ihren lachenden Blauaugen widerstrahlte.

Wer das fröhliche Kind durch die Buchengänge des väterlichen Schlossgartens stürmen sah und dann wieder im eifrigen Zwiegespräch mit ihren Puppen oder zur Seite des großen, alten Hofhundes, dessen Hals sie zärtlich schmeichelnd umschlungen hielt, der mußte den glücklichen Eltern recht geben, die sie ihr „Sonnenkind“ nannten. War es doch, als hätten gütige Feen den Lebenspfad des jungen Geschöpfes mit unzähligen Blumen geschmückt, daß es jubelnd und jauchzend ihn durchschreite, nicht einmal ahnend, was Leid und Stummer sei.

Selige Kinderzeit! Kann es etwas Schöneres geben? Ja, es gibt noch etwas Schöneres, Herr-